

Kose- und Spitznamen als Spiegel sozialer Stereotype

Christa STOCKER

Zürcher Hochschule Winterthur, Institut für Sprache in Beruf und Bildung (ISBB),
Technikumstrasse 9, CH – 8401 Winterthur; christa.stocker@zhwin.ch

Pet names and nicknames are not arbitrarily chosen, they rather verbalize habits and characteristics of a person. Thus, they do not only fix references, but also categorize people. They assign people to social groups and characterize them. Not all aspects and names seem to be suitable for naming, however. There is a limited range of semantic fields that are used for naming. Only words of some special fields are used as pet- and nicknames, while others are not, indicating that there exist customs of naming. Habitual pet- and nicknames attribute prototypical characteristics to a person and thereby stylize it, as these names depend on the beliefs, dispositions, and stereotypes of a social stratum. They reflect and preserve social stereotypes and therefore can be taken as mirrors on social stereotypes as a study of girls' books of the 19th century shows.

Wenn wir sprachlich auf Menschen Bezug nehmen, mit Menschen über Menschen reden, sind wir auf Personenbezeichnungen und Namen verwiesen. Sie ermöglichen uns, Personen eindeutig zu identifizieren und Referenzen zu fixieren. Namen und Personenbezeichnungen legen aber nicht nur Referenzen fest, sondern sie kategorisieren auch; sie ordnen Menschen bestimmten sozialen Gruppen zu und charakterisieren sie. Personenbezeichnungen, insbesondere Kose- und Spitznamen, werden dabei nicht willkürlich gewählt, sondern ihre Wahl folgt bestimmten Vorstellungen über Person, aber auch sozialen Stereotypen, so dass Personenbezeichnungen als Spiegel sozialer Stereotype interpretiert werden können.

1. Was ist ein Stereotyp?

Soziale Stereotype (man spricht auch von *sozialen Kategorien*) sind *“überindividuelle kognitive Größen, die in der Interaktion u. a. der Zuordnung von Personen zu sozialen Gruppen dienen”* (Stocker 2000; 144)¹. Sie gründen auf einem Typisierungsprozess, wie er allem menschlichen Handeln zugrunde liegt. Denn wir nehmen unsere Umgebung gewöhnlich nicht in ihrer vollen Komplexität wahr, sondern verarbeiten aus der Fülle der Eindrücke, die uns umgeben, nur einzelne; d.h. wir ordnen unsere Mitmenschen, uns umgebende

1 Die linguistische Stereotypenforschung hat in den letzten Jahren grossen Aufschwung erlebt (vgl. Heinemann 1998 oder Hausendorf 2000). In Weiterentwicklung eines Modells der sozialen Kategorisierung von Harvey Sacks (1992) wird *Stereotyp* dabei weitgehend synonym zu *Kategorie* verwendet. Wie Hermanns 2002 darlegt, bestehen dabei jedoch Überschneidungen mit benachbarten Begriffen wie *frame* oder *schema*.

Situationen etc. bestimmten Typen zu und erreichen so – aufgrund von Typisierungen – für die Verarbeitung unserer Wahrnehmungen eine Reduktion der Komplexität, die uns überhaupt erst handlungsfähig macht (vgl. Berger & Luckmann 1977; 33ff.).

Im Unterschied zur Typisierung werden bei der Stereotypisierung bzw. beim Stereotyp jedoch nicht nur notwendige, sondern darüber hinaus zusätzliche Vereinfachungen vorgenommen. Es handelt sich also um eine weitere Einengung der Wahrnehmung, die mit einer Konkretisierung der Zuschreibungen einher geht².

Soziale Stereotype enthalten also nicht nur semantische Merkmale, sondern auch all jene Informationen, die in irgendeiner Art habitualisiert mit einer sozialen Gruppe verbunden werden – Informationen über gewohnheitsmässige Verhaltensweisen, Rechte, Pflichten, Erwartungen etc. Sie konstituieren sich aus sozial geteiltem Wissen, d.h. aus Werten und Vorstellungen, die mit einer sozialen Gruppe assoziiert und in Merkmalszuschreibungen aktualisiert werden (vgl. Stocker 2000; 144–146).

2. Personennamen versus Personen bezeichnende Appellativa

Personennamen (Eigennamen; z. B. *Peter, Lisa, Leutenegger, Müller*) und Personen bezeichnende Appellativa (z. B. *Frau, Mann, Gärtnerin, Babysitter, Pfarrerin*) werden beide den Nomen bzw. Substantiven zugerechnet, darüber hinaus werden Eigennamen in der traditionellen Onomastik jedoch strikte von den Appellativa unterschieden, da sie formale, funktionale, semantische und pragmatische Besonderheiten aufweisen. Zur Abgrenzung dienen vor allem vier Bereiche³:

1. die fehlende deskriptive Bedeutung von Eigennamen (vgl. Seibicke 1982; 49f., Vater 1965; 208f.);
2. der Taufakt, in dem einer Person ein Name zugeteilt wird (vgl. Berger 1976);
3. die Dominanz der Identifikationsfunktion bei Eigennamen (vgl. Fleischer 1992; 23);
4. Besonderheiten von Eigennamen bzgl. Flexion und Pluralbildung (vgl. Fleischer 1964; 8f. und Kany 1992; 13).

Bei genauer Analyse sind Personen bezeichnende Appellativa und ebensolche Eigennamen aber oft nicht eindeutig unterscheidbar. Unabhängig

2 Vor diesem Hintergrund werden Stereotype – anders als in der Alltagssprachlichen Bedeutung – grundsätzlich wertneutral betrachtet. Ausführlich vgl. Stocker (IM DRUCK).

3 Für eine ausführliche Diskussion vgl. Kany 1992; 12-17, Lötscher 1995 und Nicolaisen 1995.

davon, dass auch Personennamen (Anthroponyme) bis zu einem gewissen Grad eine deskriptive Bedeutung⁴ haben, was überdies oft negiert wird, löst sich die klare Trennung zwischen Eigennamen und Appellativa spätestens dann auf, wenn man Kose- und Spitznamen in die Überlegungen miteinbezieht.

Kose- und Spitznamen sind Personenbezeichnungen, die einer Person in einem impliziten oder expliziten Tauf- bzw. Namengebungsakt zugeteilt werden. Sie dienen wie alle Namen der Identifikation, haben, da sie gewöhnlich auf Appellativa basieren, aber eine starke deskriptive Bedeutung und vermitteln – wie alle Personen bezeichnenden Appellativa – kategoriale Zuschreibungen⁵. Das folgende Beispiel aus der Literatur⁶ illustriert beide Aspekte:

“Hier ist deine Mamsell Übermut’, rief sie dem Vater zu, der noch vor seinem Arbeitstische schreibend und rechnend saß.
 ‘Wer hat dich denn so getauft?’ fragte der Vater lächelnd.
 ‘Die andern Mädchen’, erwiderte Paula; ‘[...] und nun darf ich doch ihre Menschenkenntnis nicht Lügen strafen; du wirst es deshalb auch natürlich finden, mein Herzenspapachen, wenn ich ein kleines bißchen übermütig werde.’” (Halden [o. J.]; 65)

So transportiert der Spitzname “*Mamsell Übermut*” u. a. das Merkmal ‘übermütig’ und wird deshalb in der Folge auch als Handlungsanweisung interpretiert, sich entsprechend dieser Zuschreibung zu verhalten⁷.

Zwischen Eigennamen und Personen bezeichnenden Appellativa ist funktional, semantisch und pragmatisch also keine klare Grenze zu ziehen. Eigennamen und Appellativa bilden vielmehr zwei Pole einer graduellen Skala, zwischen denen die verschiedenen Formen von Bezeichnungen (mit einem Mehr oder Weniger an deskriptiver Bedeutung, Identifikationsfunktion etc.) angesiedelt sind. In direkter Konsequenz daraus lässt Kany die Unterscheidung von Personennamen und Personen bezeichnenden Appellativa denn auch fallen:

4 Anthroponymen kommt in dem Sinn eine deskriptive Bedeutung zu, als sie in “ihrer” Gesellschaft eine soziale Indikationsfunktion haben und wie z. B. *Heinrich* oder *Friedericke* im 19. Jahrhundert die Referenzperson in der gehobenen Gesellschaft verorten. In diesen Zusammenhang gehört auch der Begriff der Namenmagie (vgl. Seibicke 1982; 86 und Leisi 1993; 27).

5 Sozusagen institutionalisiert sind Spitznamen in Jugendverbänden oder Studentenverbindungen (dort als *Vulgo* bezeichnet).

6 Die Textbeispiele stammen aus sogenannten Backfischbüche, Literatur für Mädchen und junge Frauen, aus dem 19. Jahrhundert.

7 Als Folge der Benennung fühlt sich die Protagonistin wie ihre Reflexionen zeigen, gegen ihre eigene Einsicht zur Ausführung eines bereits angekündigten Streichs gezwungen: “aber sie konnte nicht zurück, was würden sonst die andern von ‘Mamsell Übermut’ denken!” (Halden [o. J.]; 65).

“Im Unterschied zur traditionellen Auffassung werden EN [Eigennamen; C.S.] nun als vollwertige Zeichen betrachtet, die sich durch den Namengebungsakt besonders auszeichnen. [...] Die größere Flexibilität [dieser Auffassung; C. S.] bezüglich der Art und Inhalte eröffnet die Möglichkeit, alle PN [Personennamen⁸; C.S.] zu einer Gruppe zusammenzufassen.” (Kany 1992; 17)

Der Fokus verschiebt sich damit weg von der fehlenden Prädikation von Eigennamen, hin zum Vorgang der Referenzfixierung.

Vor diesem Hintergrund lassen sich sowohl Personennamen als auch Personen bezeichnende Appellativa dem Oberbegriff *Personenbezeichnung* subsumieren⁹. Dies umso mehr als Namen und Appellativa, wie Lötscher (1995; 448) betont, eine grundsätzliche Gemeinsamkeit haben, nämlich dass sie mit unterschiedlichen (deskriptiven, emotiven und appellierenden) Bedeutungsanteilen auf außersprachliche Objekte referieren.

3. Verwendungsweisen von Personenbezeichnungen

Personenbezeichnungen sind formal, pragmatisch-funktional und semantisch sehr divergente Erscheinungen, wobei im Hinblick auf die Rekonstruktion sozialer Stereotype vor allem die pragmatisch-funktionalen Unterschiede berücksichtigt werden müssen. So können grundsätzlich zwei Verwendungsweisen beobachtet werden: einerseits die Anrede und andererseits die Verwendung von Personenbezeichnungen als Form des Redens über eine Person. Als Anrede (*Kleines, komm mal her*) erfüllen Personenbezeichnungen – unabhängig von der Art der Bezeichnung (Eigename oder Appellativum) – vorrangig eine Identifikationsfunktion bzw. die Funktion der Identitätsfixierung, die insbesondere bei Kose- und Spitznamen durch die Funktion der Beziehungsdefinition ergänzt wird (vgl. Besch 1996, Christen 1998, Kohz 1984)¹⁰. Demgegenüber dienen Personenbezeichnungen im “Reden über” vor allem der Charakterisierung und

8 Kany (1992) fasst unter dem Terminus *Personenname* alle Arten von (offiziellen und inoffiziellen) Personenbezeichnungen, d.h. Eigennamen und Personen bezeichnende Appellativa. Da diese Verwendung jedoch missverständlich ist, wird im vorliegenden Kontext – für dieselbe allgemeine Kategorie – *Personenbezeichnung* verwendet.

Unter inoffiziellen Personennamen versteht Kany Personenbezeichnungen, die gewöhnlich als *Kose-* oder *Spitznamen* bezeichnet werden.

9 Analog zum Terminus *Personenbezeichnung* könnte der Begriff *Kosebezeichnung* gebildet werden, da bereits *Kose-* bzw. *Spitzname* jedoch oft in dieser allgemeinen Bedeutung verwendet wird, kann darauf verzichtet werden.

10 Unter dem Begriff *Anrede* werden alle Formen der direkten Adressierung einer Referenzperson (AdressatIn = ReferentIn) gefasst (gewöhnlich durch einen Anredenominativ realisiert: *Was du dir wieder denkst, Kleine*). In schriftlichen Texten sind Anreden weitgehend auf die Figurenrede sowie auf die direkte Rede beschränkt.

Kategorisierung (*Sie ist noch immer ein rechter Trotzkopf*), wobei auch Formen des “Redens über”, d.h. in ein Satz Ganzes eingebettete Bezeichnungen, indirekt zur Anrede verwendet werden können wie z. B. in *Hoffentlich wird meine Kleine bald vernünftig* (statt *Hoffentlich wirst du, Kleine, bald vernünftig*).

4. Funktion und Bedeutung von Personenbezeichnungen

Personenbezeichnungen dienen dazu, eine Referenzperson zu identifizieren, diese über die deskriptive Bedeutung der Bezeichnung zu charakterisieren, zu evaluieren und schliesslich zu kategorisieren (z. B. Braun 1997; 30f., Braun 1991; 58f. und Fleischer 1992; 9, 23). Das heisst, sie ordnen eine Person einer sozialen Gruppe zu und dienen dadurch der impliziten Bewertung. Darüber hinaus haben Kose- und Spitznamen aber auch die Funktion zu indizieren, zu spiegeln und zu reizen (Kany 1992; 140). Sie sind Ausdruck sozialer Beziehungen und Einschätzungen und können Situationen und Beziehungen aufgrund ihres provokativen Potentials zudem verändern. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Kose- und Spitznamen gewöhnlich eine ausgeprägte deskriptive Bedeutung haben.

Kose- und Spitznamen basieren nicht selten auf der Übertragung (Metaphorik, Metonymie) eines bereits in seinem Ursprungsbereich semantisch reichen Appellativums, bei der zahlreiche Elemente der Herkunftsbedeutung auf die bezeichnete Person übergehen (z. B. *Wildfang* oder *Hummel*). Überdies weisen sie eine starke emotive und deontische Bedeutung auf (vgl. Hermanns 1995a). Das heisst, sie sagen einerseits etwas aus über die “*Emotionen des Aktors*” (Emotionsbedeutung; Hermanns 1995a; 141) und andererseits darüber, was die adressierte Person – in der Anrede auch die Referenzperson – soll (Sollensbedeutung). Damit “informieren” Kose- und Spitznamen über die Verbote, Gebote, Verpflichtungen, Erwartungen, sozialen Normen und Vorstellungen einer Gesellschaft und lassen folglich Rückschlüsse zu auf die dahinter liegenden sozialen Stereotype.

Die impliziten, deskriptiven Bedeutungsaspekte sind dabei mit Blick auf die Rekonstruktion sozialer Stereotype besonders aussagekräftig: Neben ihrer dominanten Emotionsbedeutung bleiben diese sowie die sozial konstitutive Funktion von Kose- und Spitznamen in der Verwendungssituation meist wenig prominent. Dennoch verlieren diese Anteile unabhängig von der Verwendungsweise – Anrede oder “Reden über” – nicht ihre Präsenz. Beide Verwendungsweisen können bzw. müssen also in die Rekonstruktion sozialer Stereotype miteinbezogen werden.

Werden beispielsweise junge Frauen habitualisiert als *Sonnenschein* oder als *Rosen* bezeichnet bzw. entsprechend angeredet, lässt dies auf eine gesellschaftliche Disposition schließen, sich junge Frauen als Teil einer

ästhetisierten Natur vorzustellen. Werden sie hingegen usuell mit Bezeichnungen wie *Hexe*, *Engel* oder *Fee* belegt, kann dies als Ausdruck ihrer positiven wie negativen Überhöhung interpretiert werden.

5. Sozial konstitutive Funktion von Personenbezeichnungen

Jede Personenbezeichnung steht bei ihrer Verwendung in einem bestimmten sozialen und pragmatischen Zusammenhang. Darin aktiviert sie einerseits Merkmale und Eigenschaften ihrer Referenzperson, greift über Zuschreibungen andererseits aber auch verändernd in die Situationsdefinition sowie in die Definition der bezeichneten Person ein. Durch die Wahl der einen statt einer anderen Personenbezeichnung wird *“eine bestimmte [...] Sichtweise schon nahegelegt”* (Wengeler 1993; 5), während eine andere ausgeblendet wird. Dadurch kommt Personenbezeichnungen eine starke *“bewußtseinslenkende”* bzw. *“bewußtseinskonstituierende Kraft”* zu (Wengeler 1993; 6 und 1994; 736).

Wird ein Mädchen beispielsweise als *Wildfang* bezeichnet, verbindet sich damit die Charakterisierung als sich wild gebärdende Person. Unabhängig davon, wie es sich wirklich verhält, wird das Mädchen also als wild vorgestellt. Die Bezeichnung dient damit zum einen als implizite Bewertung in dem Sinn, als sie das Verhalten des Mädchens als Normabweichung erscheinen lässt, verpflichtet die Referenzperson zum anderen aber auch, sich entsprechend den Zuschreibungen der Bezeichnung wild zu verhalten (vgl. das Beispiel im ersten Abschnitt).

So bestimmen Personenbezeichnungen, was und wie man über eine Person denkt, und vermitteln damit die Erwartungen, wie sich die bezeichnete Person verhalten soll. Auf diese Weise tragen Personenbezeichnungen mit zur Bildung und Ausgestaltung sozialer Stereotype bei, was bedeutet, dass sie eine starke sozial konstitutive Funktion haben. Oder anders gesagt:

“[Personenbezeichnungen] ordnen und organisieren [...] in kognitiver Hinsicht die soziale Welt. Sie verleihen den Individuen Kontur, indem sie über Aussehen, Verhaltensweisen und Einstellungen informieren. Weiter geben sie Auskunft über die Werte, den Humor von Gruppen u.ä.” (Kany 1992; 191)

Sie vermitteln dabei aber nicht individuelle, sondern vielmehr usuelle Vorstellungen über soziale Gruppen und ihre Mitglieder, so dass sie, indem sie soziale Stereotype transportieren (vgl. Quasthoff 1998; 49)¹¹, eine soziale Orientierungsfunktion haben. Personenbezeichnungen sind folglich im

11 Koß spricht diesbezüglich von Personenbezeichnungen als *“Zugriffsindizes für Klassenobjekte”* (1995; 461); vgl. dazu auch Koß 2002; 71.

höchsten Grad kulturspezifisch, so dass sie als Hinweise auf Mentalitäten interpretiert werden können. Sie geben Auskunft über die sprachliche Besetzung sozialer und kultureller Bereiche und liefern damit Informationen über die "Relevanzstruktur" (Berger & Luckmann 1977; 47) der dargestellten Wirklichkeit. Die Analyse formeller und informeller Personenbezeichnungen führt dabei zu unterschiedlich gelagerten Ergebnissen: So zeigen formelle Personenbezeichnungen auf, welche sozialen Differenzierungen in einer Gesellschaft habituell und lexikalisiert sind, und ermöglichen damit Aussagen über die explizit-sprachliche Kategorisierung innerhalb einer Gruppierung, d.h. sie informieren über Lücken, Asymmetrien, Parallelitäten etc. im Bezeichnungssystem einer Gesellschaft. Demgegenüber geben Kose- und Spitznamen vorrangig Aufschluss über die inhaltliche Füllung sozialer Stereotype (vgl. Kany 1992; 185f.)¹².

6. Personenbezeichnungen als labels, Chiffren und Abkürzungen sozialer Stereotype

Personenbezeichnungen sind wie gesagt in hohem Grad kulturabhängig, und sie haben eine bewusstseinslenkende Kraft. In ihrer sozial konstitutiven Funktion sind sie überdies die "*Vehikel von Gedanken*" (Hermanns 1994; 55), d.h. sie stehen für Gedanken und evozieren diese bei jeder Nennung wieder neu (vgl. auch Hermanns 1995b; 82). Damit verweisen sie als verbaler Reiz in der Art eines *triggers* mehr oder weniger explizit auf (Denk-)Stereotype bzw. Kategorien, als deren sprachliche *labels*, "*Chiffren*" bzw. "*Abkürzungen*" (Hermanns 1994; 55) sie fungieren¹³. Diese drei Begriffe erfassen mit unterschiedlicher Akzentsetzung die zentralen Aspekte der Relation zwischen Personenbezeichnungen und Stereotypen.

Versteht man Personenbezeichnungen als sprachliche *labels* von Stereotypen, verbindet sich damit die Vorstellung, dass Personenbezeichnungen einem Stereotyp sozusagen als Namen "aufgeklebt"

12 Die soziale Bedeutung von Personenbezeichnungen einerseits und die Realität der Verbindung von Personenbezeichnungen und sozialen Stereotypen andererseits zeigen sich u. a. in Situationen, in denen eine personale Bezeichnungspraxis explizit thematisiert oder eine Bezeichnung von der Referenzperson bewusst gewählt oder abgelegt wird. Die Selbstwahl von Spitznamen dient dabei oft der Wunscherfüllung z. B. in Bezug auf das Geschlecht wie im folgenden Textbeispiel: "*Ich bin kein Backfisch, verstehen Sie, ich will kein Backfisch sein! Ich bin Papas Junge und damit basta!*" (Koch [o. J.]; 219) Die Bezeichnung *Papas Junge* wird von der Referenzfigur aufgrund der mit dem männlichen Geschlecht assoziierten rollenspezifischen Verhaltensfreiheiten der weiblichen Bezeichnung *Backfisch* vorgezogen (vgl. auch Kany 1992; 116 und 187ff.).

13 (Denk-)Stereotype dienen "*als Wissenshintergrund zur Interpretation lexikalischer Bedeutungen*" (Zybatow 1995; 56) sowie als kognitiv organisierende und evaluative Prinzipien bzw. Referenzpunkte, um die sich stereotypische Informationen organisieren (vgl. Maas & Arcuri 1996; 196f.).

sind. Das heisst, wird eine Personenbezeichnung verwendet, ruft diese "ihre" kognitive Kategorie (ihr Stereotyp) auf, als deren *label* sie fungiert, und stellt so eine Verbindung zwischen Sprache und Kognition her. Die Bezeichnung evoziert dabei die kategoriegebundenen Merkmale der zugehörigen Kategorie und weist diese der Referenzfigur in der Art einer 'Einzelwort'-Charakterisierung zu; "*so wird topisches (stereotypisches) Wissen aktiviert und immer wieder aktualisiert*" (Hermanns 1994; 50).

Die meisten Personenbezeichnungen stehen überdies in einem mehrdimensionalen Netz kategorialer Beziehungen, so dass ihre Nennung immer auch die mit jenen verbundenen Stereotype aktualisiert. So bedeuten beispielsweise "*die gängigsten Vokabeln zur Geschlechterunterscheidung immer eine andere soziale Unterscheidung mit[...]*" (Hermanns 1994; 38f.) wie z. B. die Unterscheidung nach dem Alter; und

"[die] Klassifikation nach dem Kriterium des Alters [wird] überlagert oder angereichert [...] durch eine Klassifikation nach typischen sozialen Rollen. Ferner werden jeder Altersklasse typische Verhaltensweisen [...] sowie körperliche und Charaktereigenschaften zugeschrieben, so daß mit der Klassifikation zugleich auch eine Serie von Stereotypen vorliegt." (Hermanns 1994:40f.)

Frau muss also zugleich von *Mädchen* ('Alter'), von *Dame*, *Weib* etc. ('Sozialstatus') wie auch von *Mann* ('Geschlecht') unterschieden werden. Damit stellt eine Personenbezeichnung, d.h. die Wahl einer spezifischen Bezeichnung unter mehreren möglichen, eine Person in einen sozialen Kontext; sie verortet sie und schreibt ihr die für die Kategorie typischen Merkmale zu. Solche Zuschreibungen müssen dabei keineswegs konsistent sein, da es sich bei kategorie-typischen Zuschreibungen nicht um wahrheitskonditionale, sondern vielmehr um prototypische Merkmale handelt.

Betrachtet man Personenbezeichnungen als *Chiffren*, impliziert dies, dass die Bedeutung der zugehörigen Personenbezeichnung dechiffriert werden muss, um das dahinter liegende Stereotyp voll erfassen bzw. die Bezeichnung interpretieren zu können. Man geht also davon aus, dass kategoriale Informationen in Personenbezeichnungen verschlüsselt sind, wobei die Ver- oder Entschlüsselung auf zwei Ebenen vollzogen wird: Zum einen findet bei der (De-)Chiffrierung von Personenbezeichnungen ein medialer Wechsel zwischen Sprache und Kognition statt. Es muss also sozusagen zwischen zwei Systemen "übersetzt" werden. Zum anderen lassen sich die in Bezug auf das zugrunde liegende Stereotyp relevanten Bedeutungsaspekte von Personenbezeichnungen nur beschränkt aus semantischen Merkmalen rekonstruieren. Diese müssen vielmehr aus der Ausdrucksbedeutung einer Bezeichnung, d.h. aus der Bedeutung im konkreten Vorkommenskontext und

der Analyse der habitualisierten diskursiven Verwendung, erschlossen werden¹⁴.

Bezeichnet man Personenbezeichnungen schliesslich als *Abkürzungen*, richtet sich der Fokus auf das Potential von Personenbezeichnungen, komplexe Stereotype in gewisser Weise zusammenzufassen. Personenbezeichnungen fungieren damit als Abkürzungen für die in der ihnen zugrunde liegenden Kategorie eingelagerten komplexen kultur- und zeitspezifischen Wissensbestände, wobei diese wiederum der Ökonomisierung der sozialen Interaktion sowie des Umgangs mit kulturellem Wissen dienen. Vor diesem Hintergrund kann die Bedeutungsanalyse von Personenbezeichnungen – auch wenn stereotypische oder wie Hermanns (1994; 44) sie nennt *typsemantische* Merkmale mitberücksichtigt werden – immer nur einen Ausschnitt dessen erfassen, was in einem Stereotyp gestalthaft angelegt ist. Denn soziale Stereotype verstanden als Denkgewohnheiten in Bezug auf soziale Gruppierungen sind Teil von Mentalitäten und diese lassen sich mit einer noch so genauen Sprachanalyse unmöglich in ihrer vollen Komplexität erfassen, zumal kognitives (z. B. emotionales) Wissen nur bedingt versprachlicht werden kann. Mentalitäten sind *“gewissermaßen unerschöpflich”*, so dass die Mentalitätsgeschichte *“immer nur bestimmte einzelne Aspekte von Mentalitäten (in historisch ganz bestimmten Zeiten und von soziologisch ganz bestimmten Gruppen der Gesellschaft) fassen”* (Hermanns 1994; 56) kann.

Zusammenfassend kann also folgendes festgehalten werden: Weiss man, welche Personenbezeichnungen für eine bestimmte Personengruppe habitualisiert verwendet werden, kann aus diesen Bezeichnungen auf das dahinter liegende kognitive Stereotyp geschlossen werden. Damit lassen sich Stereotype zwar nicht vollständig, aber doch teilweise rekonstruieren, wobei der Interaktionskontext und die Funktion der Bezeichnung in der Verwendung für die Wahl der Personenbezeichnung bzw. für das implizit evozierte Stereotyp konstitutiv sind. Wie Personenbezeichnungen in der konkreten diskursiven Verwendung als Spiegel sozialer Stereotype analysiert werden können, soll im Folgenden anhand eines Bezeichnungskomplexes aus dem 19. Jahrhundert beispielhaft demonstriert werden.

14 Die Gebrauchs- oder Ausdrucksbedeutung eines Lexems ist gemäss Burkhardt (1979; 148) die Funktion der Lexembedeutung, *“unter deren Voraussetzung eine Wortform an der Konstitution eines Textes und dessen Bedeutung beteiligt ist”* (zit. n. Kany 1992; 108, vgl. dazu auch Feilke 1996; z. B. 315f.).

7. Ein Beispiel: Blumenbezeichnungen für junge Mädchen

a) Ausdruck von Wertschätzung

Erhebt man die Bezeichnungen, mit welchen weibliche Jugendliche (so genannte *junge Mädchen*) im mädchenliterarischen Diskurs des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden, fällt die beträchtliche Zahl an Blumenbezeichnungen auf (*Blume, Blüten, Knospe, Rose* etc.). Oft zusätzlich in ein umfassendes Netz von Naturmetaphern eingebettet werden sie zur charakterisierenden Bezeichnung, in Vergleichen und zur Anrede verwendet; hierzu vier repräsentative Beispiele (Hervorhebungen C.S.)¹⁵:

“Er erzählte, daß er gesandt sei [...], um die Hand der *zarten Edelweißblume* zu werben, die so schön und rein in dem klaren Odem der Eisberge aufgeblüht; er sang der *weißen Blume* von der Liebe hohem Glück an der Seite seines königlichen Herrn; aber bei jedem Worte erschrak die Jungfrau mehr und mehr [...].” (Harten 1897; 122)

“[A]us dem *welken Knöspchen* ist eine *liebliche Blume* erblüht.” (Augusti 1884; 178)

“Vor jeder feindlichen Störung sorgfältig behütet, hatte sich die *Knospe* zur *blühenden Rose* entfaltet. Groß gezogen von den wärmenden Sonnenstrahlen der Liebe, schienen die Stürme sich nicht heranzuwagen an die *liebliche Blume*, deren Duft jeden entzückte, der ihr nahe kam. Selbst in jener Himmelsgegend, von welcher her so mancher Sturm schon vernichtend über *junge zarte Blüten* geweht, waren für sie keine finstern Wolken gefahrdrohend aufgestiegen oder hatten sich doch bald wieder verzogen.” (Olten [1878]; 261)

“Komm, meine *Lilie*, du siehst wahrlich ganz so ernst und gedankenvoll wie diese stille Blume aus, komm’, mein *Lorbeer* und meine *Winde*, was ihr auch zu werden vorhabet, wisset, die *Rose* will nicht allein eine frohe, sondern auch eine fleißige Schülerin seyn.” ([Anonym] 1860; 10)

Wie in diesen Textausschnitten werden junge Mädchen durch Blumenmetaphern weitestgehend positiv charakterisiert¹⁶. Dabei übertragen die Blumenbezeichnungen jene Zuschreibungen auf junge Mädchen, die den verschiedenen Blumenarten ihrer “sinnbildlichen” Bedeutung gemäss habitualisiert und konventionalisiert zugeschrieben werden (z. B. *Rose*:

15 Auch wenn dies z.T. irritieren mag, referieren die Blumenbezeichnungen darin durchwegs auf junge Mädchen und Frauen.

16 Eine der wenigen Ausnahmen ist die Bezeichnung *Gänseblümchen*, die auf Schüchternheit und auf eine unauffällige Erscheinung verweist wie z. B. bei Helm (1863; 97): “Du bist eine Närrin, Gänseblümchen! rief Eugenie ärgerlich”.

Schönheit¹⁷, *Lilie*: kühle Eleganz). Blumen als Symbole der Schönheit und des Frohsinns vergleichbar, denen in ihrer Blüte, d.h. auf dem Höhepunkt ihrer pflanzlichen Entwicklung, die grösste Anerkennung zuteil wird, erfahren junge Mädchen und Frauen in der Phase des Jungseins und der "Frische" die größte gesellschaftliche Wertschätzung und Bewunderung.

Die Blumenbezeichnungen bewirken dabei eine Ästhetisierung junger Mädchen bzw. des entsprechenden Stereotyps: Die habitualisierte Verwendung von Blumenbezeichnungen induziert und impliziert, dass junge Mädchen als ästhetische Erscheinungen vorgestellt werden. Dies bedeutet nun zwar eine Aufwertung, kritisch betrachtet kann die Ästhetisierung aber auch als Instrumentalisierung interpretiert werden. So werden junge Mädchen und Frauen über die Bezeichnung als Blumen grundsätzlich darauf festgelegt zu gefallen, d.h. ihre Umgebung durch ihre Schönheit zu erfreuen, was ihnen selbstbezogenes Handeln – die Grundlage einer eigenständigen Identität und Existenz – weitgehend abspricht.

b) Ausdruck einer zukünftigen Abwertung

Blumenbezeichnungen drücken jedoch nicht nur Wertschätzung aus, sondern sie vermitteln auch die Erfahrung, dass Blumen bzw. deren Blüten rasch welken und verblühen. Die sprachliche Gleichsetzung mit Blüten impliziert damit auch für Mädchen eine sehr beschränkte Dauer der Wertschätzung. Diese zeitliche Beschränkung wertet die weibliche Jugend einerseits noch zusätzlich auf, sie impliziert aber andererseits auch, dass mit dem Altern eine generelle Abwertung stattfindet. Auf diese Weise betont diese Bezeichnungspraxis den hohen Stellenwert von Jugendlichkeit für die weibliche Biographie, was im folgenden Textausschnitt *ex negativo* greifbar wird, denn die Referenzfigur weist das Merkmal der Jugendlichkeit gerade eben nicht mehr auf:

"Marie war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt, eine, wie meine jüngsten Leserinnen sagen, bald welkende blaue Winde, aber nein, gar keine welkende, eine noch frisch und fröhlich blühende, die man von der erst gestern erblühten Schwester gar nicht unterscheiden konnte, so sanft und rein war das Blau ihrer Augen, so mild und lieblich die fromme Ergebenheit ihres Wesens." ([Anonym] 1860; 187f.)

Mit Rückgriff auf die Einschätzung des jugendlichen Lesepublikums wird in diesem Textbeispiel eine für eine 27-jährige Frau habituelle Bezeichnung bzw. Kategorisierung ("*bald welkende blaue Winde*") genannt, um diese in der Folge sogleich zu widerrufen und durch eine passendere ("*frisch und fröhlich*")

17 Die Dornen von Rosen werden hingegen nur selten thematisiert (z. B. in Mädchenwünsche 1860; 29: "*Du böse, dornige Rose Du*")

blühende Winde") zu ersetzen. Durch die Thematisierung des Alters wird dabei zum einen der Ausnahmecharakter der gewählten Bezeichnung hervor gehoben und zum anderen werden die herausragenden Qualitäten der Frau betont, was die der habitualisierten Praxis widersprechende Bezeichnungswahl als positive Normabweichung kennzeichnet. Daraus, d.h. aus der Nennung einer im Einzelfall zwar unzutreffenden, aber erwarteten Bezeichnung sowie aus dem in "noch" verbalisierten Hinweis auf die Vergänglichkeit der hier passenden Bezeichnung "*frisch und fröhlich blühende Winde*" lässt sich in Bezug auf das dahinter liegende Stereotyp ableiten, dass Mädchen jünger als 27 Jahre sein müssen, um gewohnheitsmässig mit Blumenbezeichnungen kategorisiert zu werden.

Trotz der abweichenden Realität wird das durch die Bezeichnungsdiskrepanz sichtbar gewordene Stereotyp aber keineswegs hinterfragt oder kritisiert. Vielmehr wird es in der expliziten Thematisierung einerseits und im Ausschluss des abweichenden Einzelfalls aus dem Stereotyp andererseits sowie in der Wiederholung akzeptiert und zementiert.

Die habitualisierte und ausschliessliche Verwendung von Blumenbezeichnungen für junge Mädchen und Frauen (sowie Kinder) gepaart mit der Vorstellung des baldigen Welkens und Verblühens entlarvt Blumenbezeichnungen als Privileg der Jugend. Eine Blumenbezeichnung attestiert der Referenzfigur neben Schönheit, Eleganz bzw. einer anderen gewohnheitsmässigen Zuschreibung also immer auch Jugendlichkeit¹⁸. Umgekehrt betrachtet lässt sich daraus für das Junge-Mädchen-Stereotyp ableiten, dass Mädchen und Frauen allein aufgrund ihrer Jugendlichkeit besondere Wertschätzung erfahren. "Blühen", d.h. Jungsein, erscheint dadurch – wie Schönheit – als Wert an sich und in der Folge als Lebenszweck weiblicher Jugendlicher.

Zugleich impliziert die Tatsache, dass Blumenbezeichnung, wie die untersuchten Texte zeigen, nur während der Jugendzeit anwendbar sind, dass die ästhetischen Qualitäten und damit der Wert einer Frau in der Vorstellung der Zeit, d.h. im bürgerlichen Bewusstsein des 19. Jahrhunderts, mit zunehmendem Alter abnehmen. Der Verlust der Jugendlichkeit bedeutet für unverheiratete Frauen – dies illustrieren Bezeichnungen wie *altes Mädchen* oder *alte Jungfer* – aber auch den Verlust des (bisherigen) Lebenszwecks, denn nur in der Ehe kann sich eine Frau für das Erwachsenenalter einen neuen, gesellschaftlich anerkannten und honorierten Lebenszweck

18 Explizite Verbalisierungen findet die Zuschreibung von Jugendlichkeit in Komposita wie *Jugendblüte* bzw. in Formulierungen wie "[die] liebe [...] Braut [gleich] in jugendlicher Frische, in Munterkeit selbst einer blühenden Rose." (Hirschmann 1858; 91).

sichern¹⁹. Und dies wiederum verleiht der weiblichen Jugend eine klare Zielrichtung: Das rasch vergängliche “Blumenalter”, die Zeit des “Blühens” muss von einem Mädchen genutzt werden, um den erfolgreichen Austritt aus dem Mädchenleben vorzubereiten. Dieses deutlich zielgerichtete “Blühen” junger Mädchen steht jedoch in direktem Widerspruch zum zweckfrei vorgestellten, selbstgenügsamen Blühen von Blumen, was auf einen Bruch im Stereotyp hindeutet. Denn obwohl Blumenbezeichnungen – wie die sprachliche Rückbindung an die unbelebte Natur generell – junge Mädchen auf Passivität verpflichten und ihnen, indem sie sie auf eine ästhetisierte, positive Naturhaftigkeit festlegen, jegliche Eigeninitiative absprechen, wird von ihnen (im Hinblick auf eine Ehe) Zweckorientierung verlangt. Dies entlarvt das durch Blumenbezeichnungen vermittelte Weiblichkeitsstereotyp als ein ästhetisiertes, verklärtes Bild einer kulturell überhöhten Naturhaftigkeit, das geprägt durch die Zuschreibung von Schönheit (Ästhetik), angenehmer Unauffälligkeit und Jugendlichkeit kaum mehr etwas mit wahrer Natur zu tun hat, die nicht nur schön und angenehm ist, sondern in den Naturgewalten auch zerstörerische und hässliche Aspekte aufweist. Diese werden in der Verwendung von Blumenbezeichnungen für Mädchen jedoch vollständig ausgeblendet.

8. Schlussbemerkungen

Kose- und Spitznamen werden gewöhnlich nicht frei gewählt, sondern sie folgen, wie die Untersuchung von Mädchenbüchern aus dem 19. Jahrhundert gezeigt hat, den aktuellen Bezeichnungsgewohnheiten einer bestimmten Zeit und Schicht. Dabei verweisen sie als sprachliche *labels*, Chiffren und Abkürzungen auf soziale Stereotype. Mit der Äusserung einer Bezeichnung aus dem Inventar habitualisierter Bezeichnungen wird eine sozial geteilte Erwartungshaltung reproduziert, die sodann Rückschlüsse auf die aktuellen Relevanzen und damit auf die sozialen Stereotype einer Gesellschaft zulässt.

Auch wenn eine Bezeichnung in einem Kontext als die passendste erscheint, entspricht sie also nur bedingt den realen Merkmalen und Eigenschaften der bezeichneten Person. Denn mit Kose- oder Spitznamen werden durch die “Brille” von Stereotypen vor allem die erwarteten bzw. erwartbaren habitualisierten Zuschreibungen fokussiert.

Personenbezeichnungen und mit ihnen Kose- und Spitznamen sind also weniger Ausdruck individueller Einschätzungen, als vielmehr kollektiver, d.h.

19 Pensionatsleiterinnen und Erzieherinnen genossen zwar eine gewisse Anerkennung, ihre gesellschaftliche Stellung ist aber jener verheirateter Frauen klar untergeordnet und ihre Berufstätigkeit wird eher als “traurige” Konsequenz ihres Unverheiratetseins, d.h. als notwendiges Übel, denn als Resultat einer bewussten Entscheidung und Überzeugung gewertet (vgl. Budde 1994; 102 und 245 und Perrot 1999, Martin-Fugier 1999; 241).

gesellschaftlich geteilter Vorstellungen. Als Teil habitualisierter Bezeichnungspraktiken unterwerfen sie Personen den Bezeichnungen zugrunde liegenden Stereotypen und evaluieren sie auf diese Weise.

Der Rückgriff auf habitualisierte Bezeichnungspraktiken trägt dabei zur Erhaltung von Stereotypen bei; er transportiert und zementiert existierende Stereotype und wirkt somit gesellschaftsstabilisierend, wie dies beispielhaft die habitualisierte Verwendung von Blumenbezeichnungen für junge Mädchen und Frauen im 19. Jahrhundert zeigt. Aus dieser Bezeichnungspraxis lässt sich ableiten, dass jugendliche Frauen im 19. Jahrhundert typischerweise schön und in ihrem Verhalten angenehm vorgestellt werden, was Schönheit und Jugendlichkeit als Lebenszweck junger Frauen erscheinen lässt. Dabei vermitteln Blumenbezeichnungen in Übertragung auf junge Mädchen und Frauen die Vorstellung einer kulturell überhöhten Natürlichkeit, was auf einen Bruch im Stereotyp hindeutet, denn das Blühen junger Frauen weist im Gegensatz zum zweckfreien Blühen von Blumen eine klare Zweckbestimmung auf. Und dieser Bruch ist es denn auch, der sichtbar macht, dass es sich bei den Zuschreibungen nicht allein um semantische Merkmale der Bezeichnung, sondern zusätzlich um Elemente eines Stereotyps handelt. Auf solche Brüche gilt es bei der Analyse von Personenbezeichnungen zu achten. Sie sind es, die Stereotype erkennbar machen und gesellschaftliche Setzungen und Veränderungen indizieren.

BIBLIOGRAPHIE

Quellen

- [Anonym] (1860). Mädchenwünsche und deren Erfüllung, Stuttgart.
- Augusti, B. (1884). Knospen und Blüten. Erzählung für junge Mädchen, Leipzig.
- Halden, E. [o. J.]. Mamsell Übermut. Erzählung für junge Mädchen, 111. bis 113. Tausend, Berlin.
- Harten, A. [o. J.]. Wildfang im Pensionat. Erzählung für junge Mädchen, Köln.
- Helm, C. (1863). Backfischchen's Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen, Leipzig (Nachdruck in der Sammlung alter Kinderbücher. München 1981).
- Hirschmann, J. (1858). Mädchenspiegel, Berlin.
- Koch, Henny [o. J.]. Papas Junge. Eine Erzählung für junge Mädchen, 17. Aufl. Stuttgart, Berlin, Leipzig.
- Olten, H. [o. J.]. Sturm und Sonnenschein. Erzählungen für junge Mädchen, 2. Aufl., Stuttgart.

Sekundärliteratur

- Berger, D. (1976). Zur Abgrenzung der Eigennamen von den Appellativen, *Beiträge zur Namenforschung*, NF 11, 375–387.
- Berger, P. & Luckmann, T. (1977). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 5. Aufl., Frankfurt a. M.

- Besch, W. (1996). Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern, Göttingen (Kleine Vandenhoeck–Reihe 1578).
- Braun, P. (1991). Personale Mehrwortbenennungen in der deutschen Gegenwartssprache, *Muttersprache*, 101, 48–60.
- Braun, P. (1997). Personenbezeichnungen. Der Mensch in der deutschen Sprache, Tübingen (Reihe germanistische Linguistik 189).
- Budde, G. (1994). Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914, Göttingen.
- Christen, H. (1998). Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita? Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten, in: Schnyder, A. et al. (Hg.), *Ist mir getroumet mih Leben? Von Träumen und vom Anderssein*, Göppingen, 267–281.
- Eichler, E. et al. (Hg.) (1995). Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11).
- Feilke, H. (1996). Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik, Frankfurt a. M.
- Fleischer, W. (1984). Aspekte der sprachlichen Benennung, Berlin (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Gesellschaftswissenschaften 7G).
- Fleischer, W. (1992). Zum Verhältnis von Name und Appellativum im Deutschen, in: *Name und Text. Ausgewählte Studien zur Onomastik und Stilistik*, zum 70. Geburtstag hg. und eingel. von Barz, I. & Fix, U. & Schröder, M., Tübingen, 3–24.
- Hausendorf, H. (2000). Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung, Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 215).
- Heinemann, M. (Hg.) (1998). Sprachliche und soziale Stereotype, Frankfurt a. M. [usw.] (Forum Angewandte Linguistik 33).
- Hermanns, F. (1994). Linguistische Anthropologie. Skizze eines Gegenstandsbereiches linguistischer Mentalitätsgeschichte, in: Busse, D. & Hermanns, F. & Teubert, W. (Hg.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, Opladen, 29–59.
- Hermanns, F. (1995a). Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik, in: Harras, G. (Hg.), *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*, Berlin, New York (Jahrbuch 1993 des Instituts für deutsche Sprache), 138–178.
- Hermanns, F. (1995b). Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik, in: Gardt, A. & Mattheier, K. J. & Reichmann, O. (Hg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 156), 69–103.
- Hermanns, F. (2002). 'Bilder im Kopf'. Zur Wiederauferstehung des Begriffes der *Idee* und der *Vorstellung* in den Begriffen des *Stereotyps*, des *Schemas*, des *frames* sowie ähnlicher Begriffe, in: Wiesinger, P. & Derkits, H. (Hg.), *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses. Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert, Wien 2000*, Bd. 2, Bern, 291–297.
- Kany, W. (1992): Inoffizielle Personennamen. Bildung, Bedeutung und Funktion, Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 127).
- Kohz, A. (1984). Markiertheit, Normalität und Natürlichkeit von Anredeformen, in: Winter, W. (Hg.), *Anredeverhalten*, Tübingen, 25–39.
- Koß, G. (1995). Die Bedeutung der Eigennamen: Wortbedeutung/Namenbedeutung, in: Eichler, E. et al. (Hg.), 458–463.
- Koß, G. (2002). Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik, 3., aktual. Aufl., Tübingen.

- Leisi, E. (1993). *Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung*, 4., durchges. Aufl., Heidelberg, Wiesbaden.
- Lötscher, A. (1995). Der Name als lexikalische Einheit: Denotation und Konnotation, in: Eichler, E. et al. (Hg.), 448–457.
- Maass, A. & Arcuri, L. (1996). Language and Stereotyping, in: Macrae, C. N. & Stangor, Ch. & Hewstone, M. (eds.), *Stereotypes and stereotyping*, New York, London, 193–226.
- Martin-Fugier, A. (1999). Riten der Bürgerlichkeit, in: Perrot, M. (Hg.), *Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4*, deutsch von Fliessbach, H. und Krüger-Wirrer, G., Augsburg, 201–265.
- Nicolaisen, W. F. H. (1995). Name and Appellative, in: Eichler, E. et al. (Hg.), 384–393.
- Perrot, M. (1999). Außenseiter: Ledige und Alleinstehende, in: dies. (Hg.), *Geschichte des privaten Lebens. Bd. 4*, deutsch von Fliessbach, H. und Krüger-Wirrer, G., Augsburg, 293–309.
- Quasthoff, U. (1998). Stereotype in Alltagsargumentationen: Ein Beitrag zur Dynamisierung der Stereotypenforschung, in: Heinemann, M. (Hg.), 47–72.
- Sacks, H. (1992). *Lectures on Conversation*, ed. by Jefferson, G., Cambridge, MA.
- Seibicke, W. (1982). *Die Personennamen im Deutschen*, Berlin, New York (Sammlung Göschen 2218).
- Stocker, C. (2000). Beidnennung und kognitive Repräsentanz, in: Elmiger, D. & Wyss, E. L. (Hg.), *Sprachliche Gleichstellung von Frau und Mann in der Schweiz. Ein Überblick und neue Perspektiven* (Bulletin VALS/ASLA 72/2000), 139–153.
- Stocker, C. (IM DRUCK). Mädchen, Backfisch, junge Frau. Zur diskursiven Konstitution sozialer Stereotype im Mädchenbuch de 19. Jahrhunderts, Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik).
- Vater, H. (1965). Eigennamen und Gattungsbezeichnungen. Versuch einer Abgrenzung, *Muttersprache*, 75, 207–213.
- Wengeler, M. (1993). Asylantenflut im Einwanderungsland Deutschland. Brisante Wörter in der Asyldiskussion, *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, 73, 2–30.
- Wengeler, M. (1994). Multikulturelle Gesellschaft oder Ausländer raus? Der sprachliche Umgang mit der Einwanderung seit 1945, in: Stötzel, G. (Hg.), *Kontroverse Begriffe*, Berlin, 711–749.
- Zybatow, L. (1995). *Russisch im Wandel. Die russische Sprache seit der Perestrojka*, Wiesbaden (Kurzfassung der Habilitation, Berlin 1994).